

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Stephan, Ludwig
Zorn vom Leben und Sterben
Thriller

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

TEIL EINS

Eins

Klick – Klack.

Auf dem Nachttisch neben dem Kinderbett steht ein Micky-Maus-Wecker. Die dünnen Arme bilden die Uhrzeiger, der linke weist schräg nach unten, auf die Acht. Der rechte ist hoch aufgerichtet und schwebt leise zitternd zwischen der Zwei und der Drei. Der Junge weiß nicht, dass es gleich Viertel nach acht ist, schließlich ist er erst fünf, aber die Uhr hat ihm gefallen, und er hat so lange gebettelt, bis sein Vater sie gekauft hat.

»Ich will sie haben!«, hatte er gerufen, so laut, dass sich die Leute in dem kleinen Supermarkt nach ihnen umdrehten. Er hatte sogar mit dem Fuß aufgestampft, bis sein Vater in gespielter Verzweiflung lachend die Arme gehoben hatte. Dann war er ernst geworden, hatte sich zu ihm hinabgebeugt, bis sein Gesicht ganz dicht vor dem seines Sohnes war und leise gesagt, dass er ihm den Wecker kaufe. Dass er heute eine Ausnahme mache.

Jetzt, wo sie ihr kleines Geheimnis hatten.

Der Junge gähnt und reibt sich die müden Augen. Er hat keine Ahnung, was eine *Ausnahme* ist. Aber was sein Vater mit dem kleinen Geheimnis meint, das weiß er.

Er greift nach dem Wecker, legt sich auf den Rücken und betrachtet ihn stirnrunzelnd. Das spitze Gesicht der Figur auf dem Zifferblatt ist in einem schrägen Grinsen erstarrt, die Augen sind weit aufgerissen und bewegen sich im Sekundentakt.

Klick – nach rechts.

Klack – nach links.

Der rechte Arm zeigt genau nach unten, auf die Sechs. Eine Weile bewegt der Junge seine Augen mit, dann wird ihm schwindlig und er hört wieder auf. Jetzt, aus der Nähe, sieht Micky Maus irgendwie anders aus. Gar nicht mehr so fröhlich, wie er anfangs dachte. Der Mund ist weit aufgerissen, es könnte ein Lachen sein. Oder aber ein stum-

mer Schrei, ein Ausdruck von Schmerz, vielleicht ist es sogar Wahnsinn (ein Begriff, den er im Moment noch nicht einordnen kann, aber im Laufe seines kurzen Lebens noch allzu gut kennenlernen wird).

Er seufzt leise und stellt den Wecker zurück, so, dass er die Figur nicht mehr sehen muss. Noch macht sie ihm keine Angst, verursacht eher eine Art Unbehagen.

Er hört Schritte auf dem Flur, die Tür geht auf, sein Vater lächelt ihm zu. Dann schließt er die Tür. Sorgfältig.

Das macht er erst, seit sie ihr *kleines Geheimnis* haben.

Er kommt näher und setzt sich auf den Bettrand.

»Hast du dir die Zähne geputzt?«

Das hat der Junge nicht, aber er nickt. Der Mann nickt ebenfalls und gibt seinem Sohn einen Kuss auf die Wange. Er riecht sein Rasierwasser. Der Duft – *Nightflight* von *Joop!* – wird ihn für den Rest seines Lebens verfolgen, so sehr, dass er später mit dem Brechreiz kämpfen wird, wenn er ihn irgendwo wahrnimmt.

Zuerst verändert sich der Blick des Mannes. Wird hart, gierig. Jetzt bekommt der Junge Angst, er setzt sich im Bett auf, der Vater greift seine Schultern und drückt ihn sanft zurück, sagt, dass er sein Junge sei, dass er ihn liebe und dass sie jetzt ein Geheimnis hätten, das niemand erfahren dürfe. Das wisste er doch, oder?

Der Junge schluckt. Dann nickt er.

Der Vater murmelt etwas Unverständliches und zieht die Bettdecke zurück. Dann streichelt er ihn. Seine Hände sind groß und behaart. Sie zittern.

Der Junge schließt die Augen.

Der Atem des Mannes wird schwerer. Er tut ihm nicht weh, noch nicht. In ein paar Monaten wird er eine Kamera mitbringen. Dann, ja dann wird er ihm weh tun, so sehr, dass der Junge auch mit zwölf noch ins Bett pinkeln wird. Die Albträume werden folgen, in denen Micky Maus aus dem Wecker springt und mit einem irren Kreischen durch das Zimmer rast und sein Spielzeug zertrümmert.

Noch später, wenn er dreizehn und ein wenig stärker geworden ist, wird er sich zum ersten Mal wehren. Danach wird es aufhören, und er wird es ein paar Jahre vergessen. Aber irgendwo in einer dunklen

Ecke seines Kopfs wird er die Erinnerung abspeichern, wo sie liegenbleiben wird wie ein stinkendes, schlafendes Tier.

Eines Nachts dann, wenn der Junge erwachsen ist und der Wecker längst zerborsten auf der städtischen Müllhalde liegt, wird er seinem Vater im Stadtpark begegnen.

Und dabei zusehen, wie sein Vater langsam, sehr langsam zerfleischt wird.

Bis dahin allerdings wird noch eine Menge Zeit vergehen.

Klick – Klack.

Zwei

Es war Anfang August, und es war schwül. Die Menschen duckten sich unter der Hitze, es schien, als hätte sich eine schmuddelige Herrensocke über die Gegend gebreitet. Die Stadt glich einer flimmern den Garküche, in der es nach Abgasen, kochendem Asphalt und menschlichem Schweiß roch.

Als Claudius Zorn auf den Besucherparkplatz des Stadtklinikums einbog, waren alle Plätze besetzt. Kurzerhand hielt er auf einem der freien Behindertenparkplätze, zog die Handbremse und stieg aus.

Er zündete sich eine Zigarette an und lief auf den Haupteingang zu. Bereits nach wenigen Sekunden bildeten sich Schweißflecken unter den Achseln seines gelben T-Shirts. Die dunklen Haare waren in den letzten drei Monaten gewachsen und hingen ihm tief über die Augen, er trug Jeans und weiße Turnschuhe, die auf dem heißen Pflaster des Fußwegs leise quietschten.

Als Schröder ihn sah, schirmte er mit der einen Hand das Gesicht gegen die Sonne ab und winkte ihm mit der anderen zu. Er stand im Schatten des riesigen Vordachs, direkt neben einem der großen Aschenbecher und schien seit geraumer Zeit zu warten.

»Bin ich zu spät?«, fragte Zorn und trat die Zigarette direkt neben dem Aschenbecher aus.

»Nein, Chef. Drei Minuten zu früh.«

Zorn musterte ihn aus den Augenwinkeln. Der dicke Schröder war blass. Seine Füße steckten in altmodischen Ledersandalen, trotz der Hitze trug er hellbraune, karierte Strümpfe. Die unvermeidliche Cordhose schien drei Nummern zu groß, er musste mindestens zehn Pfund abgenommen haben. Sein Jackett hing sorgfältig zusammengelegt über einem kleinen Rollkoffer, der neben ihm auf dem Boden stand.

»Danke, dass du mich abholst, Chef.«

Zorn murmelte, dass das doch selbstverständlich sei, und spürte einen leichten, unbehaglichen Stich in der Magengegend. Schließlich hatte er Schröder in den letzten zwölf Wochen nur ein einziges Mal besucht und dies mit seiner – wie er sich einredete – *pathologischen Abneigung* gegen Krankenhäuser begründet. Die Wahrheit lag natürlich woanders, genauer gesagt, bei seiner Trägheit. Ob diese ebenfalls *pathologisch* war, ließ sich schwer sagen, das war allerdings neben-sächlich. Claudius Zorn hätte es sowieso niemals zugegeben. Jedenfalls nicht freiwillig.

Die Eingangstür des Klinikums öffnete sich zischend, der Luftzug wehte Schröder eine rötliche Haarsträhne ins Gesicht. Sorgfältig strich er sie zurück und legte sie wieder quer über die Glatze.

»Du siehst gut aus, Chef. Wie ein Rockstar aus den Siebzigern.«

Zorn trug eine verspiegelte Sonnenbrille, die er sich vor einigen Wochen zugelegt hatte. Damals hatte er sich den neuen Batman-Film im Kino angesehen und im Nachhinein feststellen müssen, dass er den Film auf Grund seiner Kurzsichtigkeit mehr oder weniger als Hörspiel wahrgenommen hatte. Der folgende Sehtest (links minus 1,6 und rechts minus 2,75 Dioptrien) und der ernste, fast vorwurfsvolle Blick des Optikers hatten ihn schließlich überzeugt, dass ihm keine Wahl blieb, wenn er den Rest seines Lebens nicht blind wie ein Maulwurf durch die Gegend stolpern wollte. Jetzt besaß er zwei Brillen: eine schmale Edelstahlbrille, die er nach kurzem Blick in den Spiegel im Handschuhfach des Volvos deponiert hatte (wo sie noch immer lag), und eine Sonnenbrille in seiner Stärke. Mit ihr konnte er gestochen scharf sehen und sah selbst, wie er fand, relativ scharf aus. Ein guter Kompromiss.

Schröder hatte die Augen geschlossen und hielt das Gesicht in die Sonne.

»War das jetzt ein Kompliment?«, fragte Zorn.

»Naturalmente«, lächelte Schröder, ohne die Augen zu öffnen. Sie arbeiteten jetzt seit über zehn Jahren zusammen, doch Zorn wusste noch immer nicht, wann Schröder etwas ernst meinte und wann nicht.

Wieder öffnete sich die Tür, ein hagerer Mann in verblichenem Bademantel schlurfte mit gebeugten Schultern heraus, die nackten Füße steckten in hellgrünen Badelatschen. Ein paar Meter neben ihnen blieb er stehen, nickte Schröder zu und zündete sich umständlich eine Zigarette an. Automatisch griff Zorn ebenfalls nach seiner Packung.

»Ein äußerst netter Kerl«, sagte Schröder und wies auf den Mann im Bademantel. »Er hat drei Zimmer neben mir gelegen.«

»Was hat er denn?«, fragte Zorn, um wenigstens etwas zu sagen.

»Lungenkrebs. Im Endstadium.«

Der Mann im Bademantel hustete.

Zorn steckte die Zigaretten wieder ein.

Eine Weile standen sie schweigend da. Schröder machte keinerlei Anstalten, etwas zu sagen. Er schien vollständig zufrieden, hier, vor dem Krankenhaus, in der Sonne zu stehen. Der Mann im Bademantel sog gierig an seiner Zigarette, als er den Rauch wieder ausstieß, bekam er einen Hustenanfall.

Zorn räusperte sich verlegen.

»Und sonst so?«

»Du meinst, wie's mir geht?«

»Ja.«

»Nun, ich denke, es geht mir gut.« Schröder verschränkte die kurzen Arme auf dem Rücken. »Ich würde sagen, sie haben mich ganz gut wieder zusammengeflickt. Wenn man bedenkt, dass ich die Hälfte meiner Eingeweide verloren hatte.«

Darauf wusste Zorn keine Antwort. Er räusperte sich erneut und trat unschlüssig von einem Bein aufs andere. Schröder warf ihm einen kurzen Blick zu und meinte dann: »Wollen wir gehen?«

»Gute Idee«, erwiderte Zorn hastig und griff nach Schröders Koffer. Das Jackett fiel zu Boden, Schröder bückte sich und hob es auf.

Als er sich aufrichtete, verzog er kurz das Gesicht und fuhr sich mit der Hand über den dicken Bauch.

»Bist du sicher, dass alles okay ist?«, fragte Zorn.

»Ja, Chef. Das bin ich.«

Sie gingen zum Auto. Ein großer, schlanker Mann mit einem albernen Rollköfferchen, dessen Räder laut über das Pflaster tuckerten. Und ein kleiner, dicker Kerl, der mit kurzen Schritten nebenher tippelte.

Der Volvo hatte nur ein paar Minuten in der Sonne gestanden, und doch war der Innenraum glühend heiß.

»Wie läuft's auf Arbeit?«, fragte Schröder und nahm vorsichtig auf dem Beifahrersitz Platz.

»Wie man's nimmt. An der Baustelle der Marktkirche ist ein Betonmischer gestohlen worden. Dann haben wir noch eine Einbruchserie in der Kleingartensparte am Nordbad.«

»Klingt verlockend.«

»Ja. Und nach einer Menge Papierkram.«

Zorn beugte sich nach hinten und griff ein Päckchen von der Rückbank.

»Das soll ich dir von Frieda Borck geben.«

Umständlich entfernte Schröder das Geschenkpapier, zum Vorschein kam eine Nigel-Kennedy-CD.

Schröder brummte anerkennend. »Die Violinkonzerte von Bach. Eine Aufnahme von 2010, zusammen mit den Berliner Philharmonikern. Sie hat Geschmack, unsere Staatsanwältin.«

»Sie ist froh, dass du wieder da bist, soll ich dir ausrichten.«

Zorn startete den Motor und drehte die Klimaanlage auf die höchste Stufe.

»Ich fahr dich erst mal nach Hause, Schröder.«

»Nein, ins Präsidium, wenn's beliebt. Es gibt Arbeit. Wir müssen den feigen Raub eines Betonmischers aufklären.«

»Wie du meinst.« Zorn legte den Rückwärtsgang ein. »Ich bin übrigens auch froh«, sagte er leise, als sie auf die Hauptstraße einbogen.

»Wie meinen?«

»Dass du wieder hier bist.«

»Das weiß ich.« Schröder sah aus dem Fenster und schwieg einen Moment. Dann lächelte er und wiederholte: »Das weiß ich, Chef.«

*

Später, am frühen Nachmittag, saß Claudius Zorn in seinem Büro. Auf der Fahrt ins Präsidium hatten sie kaum ein weiteres Wort gewechselt. Die meiste Zeit hatte Schröder leise vor sich hingepfiffen, im Foyer hatte er sich kurz verabschiedet und war dann schnurstracks in sein Büro gegangen, um, wie er sagte, *stante pede* die Jagd nach dem frechen Baustellendieb zu eröffnen.

Okay, jetzt ist Schröder also wieder da, überlegte Zorn, sank in seinen Sessel, blähte die Backen und atmete geräuschvoll aus. Das ist die gute Nachricht. Die schlechte ist, dass ich wieder hier sitze und das tue, was ich die ganze Zeit gemacht habe: Ich langweile mich.

Direkt über dem Bürofenster hatte sich ein Wasserfleck gebildet, eine Folge der starken Regenfälle, die die Stadt im Frühjahr heimgesucht hatten. Er war längst angetrocknet und hatte im Laufe der Zeit eine schmutzige, rötlichbraune Färbung angenommen.

Während Zorn ihn anstarrte, gingen ihm zwei Dinge gleichzeitig durch den Kopf: Einerseits überlegte er, ob der Fleck eher die Form einer Nesselquelle oder eines üppigen Fraueninterns hatte, eine Frage, die er sich wohl hundertmal gestellt hatte, ohne zu einem befriedigenden Ergebnis zu kommen.

Und dann waren da noch die Mordfälle, welche die Stadt im April bis ins Mark erschüttert hatten, ein Gedanke, bei dem er sich in letzter Zeit immer öfter ertappte. Das war nicht schlimm, bis auf die Tatsache, dass er diese Zeit mittlerweile regelrecht zurücksehnte. Damals hatte er wenigstens etwas zu tun gehabt. Ein Ziel, eine Aufgabe. Und jetzt?

Mein Gott, dachte Zorn und wischte einen winzigen Staubkrümel vom Tisch, kann denn nicht irgendwas passieren? Irgendwas? Es muss ja nicht gleich ein Mord sein. Vielleicht eine simple Entführung. Oder eine Erpressung? Egal, jedenfalls etwas, das nicht mit Kleingartensparten oder Großbaustellen zu tun hat. Wenn das so weitergeht, stelle ich mir noch eine Topfpflanze ins Büro, dann hab ich wenigstens

was zum Gießen. Das Wort *Topfpflanze* spie er in Gedanken aus wie einen alten Kaugummi.

Urplötzlich wurde er wütend auf Schröder. Der hatte es einfach, saß ein paar Meter weiter in seinem Büro, wühlte sich durch nichts-sagende Akten und war zufrieden.

Er könnte ruhig mal vorbeikommen, das ist er mir irgendwie schuldig. Könnte fragen, wie's mir so geht, was ich in den letzten Monaten gemacht habe, er muss doch merken, dass er hier gefehlt hat und überhaupt ...

Jetzt verhedderte sich Zorn in seinen eigenen Gedanken.

Wenn er nicht zu mir kommt, dann geh ich halt zu ihm, dachte er trotzig. Stand auf, ging zur Tür und warf einen letzten Blick auf den Wasserfleck über dem Fenster.

Das ist keine Qualle, überlegte er. Und auch kein Hintern.

Es ist ein Skischuh.

*

»Darf ich ehrlich sein?«, fragte Frieda Borck.

Schröder nickte.

»Sie sehen beschissen aus. Wie viel haben Sie abgenommen? Sechs Kilo?«

»Sieben, Frau Staatsanwältin.« Schröder drehte sich ein wenig zur Seite, so dass er im Profil zu sehen war. »Ich denke nicht, dass mir das geschadet hat, oder?«

»Wie man's nimmt. Ich mag Ihr Bäuchlein, Herr Hauptkommissar.«

»*Gracias*, Frau Staatsanwältin.«

Frieda Borck trug eine helle Bluse und einen kurzen schwarzen Rock. Zorn, der in diesem Moment ein paar Meter weiter sein Büro verließ, hätte ständig auf ihre langen Beine gestarrt. Schröder hingegen stand hinter seinem Schreibtisch und sah ihr lächelnd in die Augen.

»Sie sind verdammt blass, Herr Schröder. Meine Mutter würde sagen, Sie sehen aus wie der Tod auf Latschen.«

»Richten Sie meine besten Grüße aus und sagen Sie ihr, dass ich wenig Gelegenheit hatte, an die Sonne zu kommen.«

»Ich frage mich nur, ob Sie schon wieder arbeiten sollten. Sie gehören ins Bett, nicht ins Büro«, meinte Frieda Borck in ernstem, fast mütterlichem Ton. Was ein wenig paradox war, schließlich war sie fast fünfzehn Jahre jünger als Schröder.

»Ach, im Bett war ich in den letzten Wochen lange genug«, erwiderte Schröder und nahm hinter seinem Schreibtisch Platz. »Ich bin froh, endlich wieder etwas tun zu können.«

»Sind Sie sicher, dass es Ihnen gutgeht?«

»Ich bin nicht traumatisiert, falls Sie das meinen. Und etwas Abwechslung tut mir gut. Auch wenn es vorerst nur ein verschwundener Betonmischer ist.«

»Der Mischer ist heute früh wieder aufgetaucht.«

»Ach!«

»Der Bauleiter hatte ihn übers Wochenende mitgenommen, angeblich wollte er seine Garage verputzen. Das Schlimmste, was er zu erwarten hat, ist eine Abmahnung. Ich hoffe, Sie sind nicht zu sehr enttäuscht.«

»Es ist niederschmetternd«, lächelte Schröder.

Die Staatsanwältin lächelte ebenfalls. »Sie werden's überleben. Ansonsten liegt nicht viel an.«

»Die Hitze macht allen zu schaffen. Offensichtlich auch den Verbrechern.« Schröder erhob sich schwerfällig und trat ans Fenster. »Zorn erzählte etwas von einer Einbruchserie in einer Kleingartensparte?«

»Das stimmt.« Frieda Borck nickte. »Wahrscheinlich sind es Kids, die sich einfach nur langweilen. Sie brechen nachts in die Lauben ein, meist am Wochenende. Die Gartensparte liegt direkt am Nordbad, sie klauen Schnaps, kiffen und gehen danach baden.«

»Klingt spannend.«

»Ich dachte, Sie wären froh, wenn Sie etwas zu tun bekommen?«

»Das bin ich«, sagte Schröder ernst. »Ich werde mich heute Nacht sofort auf die Lauer legen.«

Frieda Borck warf den Kopf in den Nacken und lachte.

*

Zorn stand unschlüssig vor Schröders Büro. Hob die Hand, um anzu-klopfen, ließ sie aber wieder sinken. Nein, klopfen würde er nicht, schließlich war er Schröders Vorgesetzter. Er hatte keine Ahnung, was er sagen sollte, bisher war es immer so gewesen, dass Schröder zu *ihm* gekommen war, nicht umgekehrt.

Dann hörte er das Lachen aus dem Zimmer und zögerte erneut.

Er scheint sich ja prächtig zu amüsieren, der feine Herr, überlegte er. Offensichtlich kommt er sehr gut ohne mich zurecht. Zorn spürte ein unschönes Gefühl in sich aufsteigen. Eifersucht?

Quatsch, brummte er vor sich hin. Ich bin nicht eifersüchtig. Egal, ich habe sowieso gleich Feierabend.

Er machte auf dem Absatz kehrt und stapfte missmutig zurück in sein Büro. Zehn Minuten später befand er sich auf dem Heimweg.

*

Als die Sonne längst untergegangen war, lag Zorn in Boxershorts auf seinem Bett. Die Wohnung war angenehm kühl, er hatte sämtliche Fenster weit aufgerissen. Leise dröhnte das Brausen des abendlichen Stadtverkehrs zu ihm hinauf in den vierzehnten Stock.

Er lag auf dem Rücken, rauchte und starrte an die Decke. Natürlich war ihm klar, dass er sich am Nachmittag wie ein trotziges, eingeschnapptes Kind verhalten hatte. Oder war es etwas anderes? Die Wechseljahre? Herrgott, überlegte er, ich werde tatsächlich launisch. Wie eine alternde Diva.

Nun, launisch war er schon immer gewesen, mit dem Alter hatte das nichts zu tun. Aber es stimmte, in letzter Zeit lagen seine Nerven blank. Doch das hatte einen ganz anderen Grund.

Malina.

Besser gesagt, ihr plötzliches Verschwinden.

Das war am 9. Mai gewesen, er wusste das Datum noch ganz genau. Eine Woche, nachdem der Gasometer explodiert und ihren Onkel unter sich begraben hatte. Wie lange war das jetzt her? Zwölf Wochen?

Ja. Seit sechsundneunzig Tagen (und Nächten! – die waren schlim-

mer) grübelte er, warum sie ihn verlassen hatte, ohne auch nur ein einziges Wort zu sagen.

Sie hatten sich für den Abend zum Essen verabredet, am Nachmittag erhielt er eine Nachricht aufs Handy: *Sorry, Zorn. Es geht nicht.* Das hatte er als Absage für das Essen verstanden und nicht weiter wichtig genommen.

Zunächst jedenfalls.

Als er sie am nächsten Morgen anrufen wollte, war sie nicht zu erreichen. Er sprach ihr auf die Mailbox. Zwei Tage später, als er dann vor ihrer Tür stand und konsterniert auf die helle Stelle starrte, an der bis vor kurzem noch ihr Namensschild gehangen hatte, wusste er, wie sie ihre Nachricht gemeint hatte.

Sorry, Zorn. Es geht nicht.

Es war ein Abschied gewesen.

Am schlimmsten war nicht die Tatsache, dass sie ihn verlassen hatte, sondern die Frage nach dem Warum. Auch jetzt noch, drei Monate (oder zweitausenddreihundert Stunden) später, fragte er sich immer wieder, was der Grund für ihr plötzliches Verschwinden gewesen sein könnte. Er wusste es nicht.

Sie hatten nicht einmal zwei gemeinsame Wochen gehabt, aber sie waren glücklich gewesen. Was das Glück betraf, war Zorn im Laufe seines Lebens sehr vorsichtig geworden, aber er war sicher, dass sie einem Zustand, der diesem Begriff ähnelte, zumindest sehr nahe gekommen waren. Und es war nicht nur ihm, sondern auch ihr so gegangen. Sie hatten sich gefunden, und es war gut gewesen. Das war eine Tatsache. Punkt.

Es wäre Zorn ein Leichtes gewesen, ihre neue Telefonnummer herauszufinden oder die Adresse, unter der sie jetzt wohnte. Aber da war nicht nur das Unglück über die enttäuschte Liebe, da war noch etwas anderes: Trotz.

»Na und? Dann hast du eben Pech gehabt, Malina. Du hast keine Ahnung, was du verpasst«, sagte Zorn laut und erschrak über den Klang seiner eigenen Stimme, die hohl von den Wänden seines kleinen Schlafzimmers widerhallte.

Die Gardinen bewegten sich sacht, eine kühle Brise wehte durchs

Zimmer. Zorn schüttelte wütend den Kopf. So sehr er auch lüftete, er konnte Malina immer noch riechen.

Ich bin selbst schuld, dachte er und drückte die Zigarette aus. Ich hätte sie nicht so dicht an mich heranlassen dürfen. Aber das war jetzt das letzte Mal. Endgültig. Ich komme sehr gut allein klar.

»Und außerdem«, murmelte er leise, klopfte das Kissen zurecht und drehte sich zur Seite, »hab ich ja noch Schröder.«

Drei Stunden später war er endlich eingeschlafen.

Drei

Der Stadtwald lag still in der Sonne. Er befand sich im Osten der Stadt, nach Norden zu wurde er durch eine Schnellstraße begrenzt, die an der Neustadt vorbei ins weiter westlich gelegene Mansfelder Land führte. Ziemlich genau in der Mitte befand sich ein Berg, auf dem ein stählerner Aussichtsturm stand. Von hier aus hatte man einen atemberaubenden Blick über die Stadt, an klaren Tagen konnte man bis zu den Gipfeln des Harzes sehen. Der Wald war beliebt, an den Wochenenden strömten die Menschen in Scharen mit Decken und Picknickkörben herbei.

Jetzt, morgens um sechs, war es hier menschenleer. Es würde noch Stunden dauern, bis die ersten Halbwüchsigen auf einem der Wanderwege lärmend und handtuchschwingend zum südlichen Ende des Waldes pilgern würden, dahin, wo der Heidesee schmutziggrün im Morgenlicht glitzerte.

Am Ufer führte ein Weg aus brüchigen Betonplatten entlang, ein Radfahrer strebte eilig dem Wald zu. Er trug enge schwarze Shorts und ein Trikot aus gelbem Polyester. Das Rad, ein Mountainbike aus weißem Aluminium, schien neu zu sein.

Der Fahrer war jung, höchstens achtzehn. Der Helm war ihm tief in die Stirn gerutscht, das Gesicht gerötet, Schweißflecken glänzten auf dem Rücken seines Shirts.

Als er in den Wald einbog, wurde der Weg schmäler. Hier, im Schatten, war es merklich kühler. Die Betonplatten wurden durch sandigen

Boden abgelöst, der mit Tannenzapfen, Wurzeln und heruntergefallenen Ästen übersät war. Der Junge setzte sich im Sattel auf, schaltete einen Gang höher und beschleunigte.

Nach zwei Kilometern bog er nach rechts ab. Er näherte sich dem Aussichtsturm, nun ging es steil bergauf. Jetzt schaltete er runter, das letzte Stück verlief fast senkrecht, nur unter Aufbietung aller Kräfte schaffte er es, nicht absteigen zu müssen.

Auf dem Plateau angekommen, warf er das Rad achtlos beiseite und sank keuchend auf eine der Bänke zu Füßen des Turms. Sein Hintern wurde nass, das Holz war feucht vom Morgentau, es schien ihn nicht zu stören. Er nahm seine Wasserflasche und trank sie in einem Zug aus.

Dann grunzte er zufrieden, breitete die Arme auf der Lehne aus und schloss die Augen. Hier oben wehte ein leichter, angenehmer Wind. Es war still, bis auf den keuchenden Atem des Jungen und das Zirpen einer Grille. Irgendwo knackte ein Ast. Mücken umflogen seinen Kopf, er murmelte eine leise Verwünschung und verscheuchte sie mit der Hand.

Als er ein paar Minuten später aufstand, zitterten die Oberschenkel noch immer, doch sein Atem hatte sich ein wenig beruhigt. Er schob das Rad zum südlichen Rand der Hochfläche. Eine Treppe führte hinunter, links daneben gab es einen Hohlweg, der steil bergab bis zu einer überdachten Picknickstelle führte. Im Volksmund hieß der Weg *Todesbahn*, er diente im Winter als Rodelstrecke.

Der Junge holte tief Atem, dann fuhr er los. Zuerst bremste er, das Hinterrad blockierte und stellte sich quer, als er ein paar großen Wurzeln auswich. Dann ließ er sich rollen, wurde schneller, immer schneller. Links und rechts schossen die Bäume vorbei, der Junge hob den Kopf, um den Fahrtwind zu genießen, als er plötzlich aus dem Sattel gerissen wurde.

Das geschah schnell, als würde ein Film vorgespult werden.

Was gut war, denn so merkte der Junge nicht, wie er starb.

Ein hohes, metallisches Zirpen erklang, ähnlich dem Schwingen einer Klaviersaite, ein seltsam albernes, comicähnliches Geräusch, es ähnelte dem *DOING!!!* in einem alten Zeichentrickfilm.

Der dünne Metalldraht, der in Kopfhöhe quer über den Weg gespannt war, zerschnitt das weiche Gewebe unterhalb des Zungenbeins, durchdrang zuerst die Luft-, dann die Speiseröhre. Wäre der Junge schneller gewesen, hätte der Draht auch seinen Halswirbel durchtrennt, so aber blieb er stecken, nachdem er sich einen halben Zentimeter in den Knochen gegraben hatte.

Einen Moment schien es, als würde der Draht reißen, er dehnte sich, der Junge hing wie eine Puppe in der Luft, während das weiße Mountainbike unter ihm weiterrollte. Das Zirpen wurde lauter, klang jetzt elektrisch, als würde ein Generator angeworfen. Den Bruchteil einer Sekunde stand die Zeit still, dann schwang der Draht zurück, der Junge wurde mit furchtbarer Gewalt ein paar Meter zurückgeschleudert und war bereits tot, als er mit dem Rücken am Stamm einer dicken Eiche landete. Ein kurzes Aststück ragte heraus, bohrte sich neben dem Rückgrat ins Fleisch und verhinderte, dass der Tote in sich zusammensank. So sah es denn aus, als würde er dort am Stamm lehnen und ausruhen, direkt unter einem hölzernen Schild: *Naturschutzgebiet – Verhalten Sie sich ruhig! Übernachten verboten!*, der Kopf auf die Brust gesackt, der Helm ein wenig schief, ein Bein leicht angewinkelt, das T-Shirt nicht gelb, sondern dunkelbraun vom Blut, das aus der klaffenden Halswunde drang.

Zehn Meter weiter lag das Bike zwischen Brennnesseln auf der Seite, das Hinterrad drehte sich leise klackernd.

Der Draht vibrierte ein wenig nach, dabei blitzte er kurz in der Sonne auf.

Ein Sperling landete zu Füßen der Leiche, legte den Kopf schief, sah kurz auf und flog wieder davon.

Dann war es still.

*